

## **Schwestern und Brüder!**

*Wir werden eingetaucht  
und mit dem Wasser der Sintflut gewaschen,  
wir werden durchnässt  
bis auf die Herzhaut.*

*Der Wunsch nach der Landschaft  
diesseits der Tränengrenze  
taugt nicht,  
der Wunsch, den Blütenfrühling zu halten,  
der Wunsch, verschont zu bleiben,  
taugt nicht.*

*Es taugt die Bitte,  
dass bei Sonnenaufgang die Taube den Zweig vom Ölbaum bringe.  
Dass die Frucht so bunt wie die Blüte sei,  
dass die Blätter der Rose noch am Boden eine leuchtende Krone bilden.*

*Und dass wir aus der Flut,  
dass wir aus der Löwengrube und dem feurigen Ofen  
immer versehrter und immer heiler  
stets von neuem zu uns selbst entlassen werden.* (Hilde Domin)

Dieses Gedicht der Lyrikerin Hilde Domin beschreibt in Bildern von großer sprachlicher Dichte genau das, was in einem tieferen Sinn „Taufe“ meint: eintauchen – und zwar vollständig, ohne Rückhalt; „bis auf die Herzhaut“ durchnässt werden; sich ganz einlassen – auch auf die Landschaft jenseits der Tränengrenze und auf die Nächte des Lebens, den jugendlichen Blütenfrühling nicht aufsparen, sondern ihn aussetzen der Berührung, dem Welken, dem Vergehen. Und so – *immer versehrter und immer heiler* – Mensch werden.

Das Fest „Taufe des Herrn“, das die Schwelle zwischen Weihnachtszeit und liturgischem „Alltag“ markiert, buchstabiert die Botschaft von der Menschwerdung Gottes noch einmal. Der Fokus liegt allerdings nicht mehr auf dem rührenden Jesus-Kind in der Krippe, sondern auf dem erwachsenen Mann Jesus. Der unterzieht sich in der Erzählung des heutigen Tagesevangeliums – wie unzählige seiner Zeitgenossen vor und nach ihm – der Taufe des Johannes‘ im Jordan, dem Lebensstrom Israels. Johannes‘ Taufe war – so berichten andere Quellen – eine Taufe zur Sündenvergebung, zu Umkehr und Neubeginn, eine Art Reinigungsbad. Man kann diese Erzählung von Jesu Taufe demnach auch so lesen: Gott lässt die Realität menschlichen Lebens ganz an sich heran und macht sie sich ganz zu eigen – also auch ihre Fehleranfälligkeit, ihre Unzulänglichkeit und Verletzlichkeit, ihren immer wiederkehrenden Bedarf nach Reinigung, Heilung, nach Korrektur und Neuanfang. Und: Gott erklärt in der „Stimme aus dem Himmel“ diesem so behafteten Menschsein seine Liebe.

Genau dadurch erhalten diese zumeist negativ konnotierten Aspekte menschlicher Existenz aber eine ganz neue Bewertung: Sie sind integraler Bestandteil menschlichen Lebens; sie gehören dazu und machen unser Leben erst menschlich. Wir sind keine Götter und brauchen es nicht zu sein. Denn Gott liebt uns als seine *menschlichen*, und das heißt: als seine verletzlichen, unvollkommenen und der Korrektur bedürftigen Töchter und Söhne.

Diese Seite menschlicher Existenz, ihre Verletzlichkeit, ihre Unsicherheit und Gefährdung – das alles ist uns in den letzten Jahren mit ihren vielfältigen Krisen vielleicht wieder bewusster geworden und belastet viele Menschen – gewiss. Dabei ist unser Leben heute nicht etwa bedrohter und gefährdeter als zu früheren Zeiten. Vielleicht haben wir diese Grunddimension des Menschseins nur für einen kurzen Zeitraum unserer Geschichte etwas verdrängt und vergessen und uns der Illusion hingegeben, wir könnten das alles irgendwie in den Griff bekommen – durch noch so ausgeklügelte Technologien und wissenschaftlichen

Fortschritt, durch ein noch so hochentwickeltes Sozial- und Gesundheitswesen und sonstige Versicherungssysteme. Menschliches Leben *ist* aber verwundbar, gefährdet, verletzlich; niemand ist davor gefeit. Und die Krisen der vergangenen Jahre – von der Covid-Pandemie angefangen, über den Klimawandel bis zu den näher kommenden Kriegsschauplätzen dieser Welt – all das macht deutlich, wovon auch Hilde Domin spricht: „*Der Wunsch nach der Landschaft diesseits der Tränengrenze taugt nicht, der Wunsch, den Blütenfrühling zu halten, der Wunsch, verschont zu bleiben, taugt nicht.*“ – Und das ist gut so. Wir sollen ja keine Götter werden, sondern Menschen!

Versteht mich bitte nicht falsch: Ich will hier die Zukunfts- und Existenzängste, die viele Menschen plagen, nicht schönreden! Aber das Bewusstsein und die Erinnerung der eigenen Verletzlichkeit, Endlichkeit und Bedrohtheit bringen uns letztlich nur unserem Menschsein näher; und die Krisen unserer Zeit, die uns das spüren lassen und in Erinnerung rufen, sind geradezu wie eine weltumspannende Taufe, die uns ganz eintauchen heißt in das, was Menschsein eben auch bedeutet und ausmacht. *Darum* taugt die Bitte nicht, verschont zu bleiben von allem, was unser Leben verletzt, beeinträchtigt und leiden macht. Worum es dagegen vielmehr taugt zu bitten, ist: „*immer versehrter*“, weil gerade dadurch eben auch „*immer menschlicher*“ und also „*immer heiler*“ zu dem entlassen zu werden, was wir sind: Menschen – und als solche Gottes geliebte Kinder.